

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 115. Bromberg, den 24. Juni 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

An der kleinen Landungsbrücke legte das Boot an. Am Ufer stand ein schmucker Selbstfahrer; ein Chinese mit langbaumelndem Zopf stand daneben und hielt die Zügel des Pferdes.

„Mein Wagen," erklärte Uffrecht, „die Handtasche nehmen wir mit. Den großen Koffer bringt der Pflanzungswagen. Der kommt mit Kakao in die Stadt. Aber der Chinese — Ah Sing — bleibt hier und wird alles besorgen."

Sie standen vor dem leichten, zweisitzigen Gefährt. Der Sohn des Himmels starrte aus schmalen Augenschlitzen die weiße Frau an, hob die Hand an die Stirn und verbeugte sich unterwürfig. Die herrische Stimme Uffrechts hackte ihm einen Befehl hin, der Martha unverständlich blieb, trotzdem es ihr schien, als ob sie einige englische Worte gehört habe.

„You save?"

„Mi save, Master!"

Der Chinese hielt das Pferd, während Uffrecht Martha in den Wagen half, selbst nachstieg und die Zügel nahm. Der kräftige Fuchs zog an, und sie rollten die Strandstraße Apias entlang.

Um die Unterhaltung nicht wieder ins Stocken kommen zu lassen, vielmehr sie in leichtem Fluß auf neutralem Gebiet zu erhalten, erklärte Uffrecht dem Mädchen all das Neue, Unbekannte, das sie im Fluge streiften, das ihr so fremd war, und das nun ihre Heimat werden sollte.

„Die Kathedrale der Französischen Katholischen Mission" — er wies auf einen stattlichen hellen Bau, dessen Türme das ankommende Schiff schon von weitem gegrüßt hatten. „Hier das Regierungsgebäude." Martha sah die lieben, vertrauten Farben wehen, und es wurde ihr heimatlicher zumute. „Das Postgebäude. In ein paar Stunden wird die Post, die die „Tofua" mitgebracht hat, ausgegeben werden. Gewöhnlich fahre ich selbst hinunter, sie abzuholen, diesmal wird das Ah Sing besorgen. — Dies hier ist der Matafaa-Store, Grevsmühl und Co., eine deutsche Firma. Das Eckhaus dort ist das deutsche Zentralhotel. Da biegt der Weg ab, der in den Pflanzungsdistrikt führt."

Man sah auf der Straße Eingeborene, und Martha staunte über ihren stolzen Gang. Ähnliche Gefährte, wie das ihre, mit Europäern begegneten ihnen. Alle grüßten, und soviel neugierige Blicke richteten sich auf das Mädchen, daß Uffrecht das Tempo ihrer Fahrt nach Möglichkeit beschleunigte.

Der Wagen rollte nun auf breiter, weniger belebter Straße dahin.

Dicht hinter Apia hob sich ein mächtiger Berg, sein unterer Teil war mit schlanken Kokospalmen bewachsen.

„Der Vaeaberg," erklärte Uffrecht. „Auf halber Höhe baut sich jetzt unser Arzt ein schönes großes Haus."

Die Straße bog rechts ab, und nun hatten sie zu beiden Seiten echt tropische Vegetation. Im Grün versteckt sah man einzelne Europäerhäuser und die malerischen Hütten der Eingeborenen.

Weiterhin wurden die Holzhäuser immer seltener und im gleichen Verhältnis häufiger die der Samoaner. Bald ging die Fahrt durch echte große Samoadörfer. Nach einer halben Stunde sperrte ein ziemlich breiter Fluß ihren Weg. Auf dem gegenüberliegenden Ufer schickte sich gerade ein beladener Lastwagen an, ihn zu durchqueren.

Sie hielten. Uffrecht schrie etwas hinüber. Der Wagen kam durch das Wasser, und im Vorbeifahren brüllte der Fahrer, ein Chinese, eifrig Antwort.

„Zu dumm, die Kerls," knurrte Uffrecht, während sie nun ihrerseits die Furt durchquerten.

„Ich weiß nicht, um was es sich handelt," bemerkte Martha.

„Er behauptet, er habe nicht alles laden können."

Daraus schloß sie, daß das wohl Uffrechts schon mehrmals erwähnter Pflanzungswagen gewesen.

Ihre Unterhaltung war bisher kaum ins Stocken geraten. Wenn Uffrecht nicht gerade die Gegend erklärte, so erzählte Martha von ihrer Reise, von seiner Mutter und Schwester. Der Wunsch, Persönliches zu vermeiden, steigerte ihre Berichte zu nervöser Gesprächigkeit.

Dann führte der Weg bergan. An seinen beiden Seiten wechselten Pflanzungsanlagen mit dichtem Urwald. Alle menschlichen Wohnungen schienen sie hinter sich gelassen zu haben, denn vom Wege aus war nicht einmal die schäbigste Samoahütte mehr zu sehen. Die gutgehaltene breite Fahrstraße führte nur durch grüne Einsamkeit.

Das Pferd war in Schritt gefallen, und Uffrecht lenkte es an den Wegrand, damit es vor der nächsten starken Steigung ausruhe. Er befestigte die Zügel mit loser Schlinge am Vorderbrett des Wagens, und das ermüdete Tier fing gleich an zu grasen, trotzdem ihm die schweißbedeckten Flanken flogen.

Der Mann wandte sich dem Mädchen an seiner Seite zu.

„Martha." Er griff zögernd nach ihrer Hand. „Es ist mir alles noch wie ein Traum" — — — Merkwürdig, wie weich die herrische Stimme klingen konnte. „Noch heute früh, als ich zum Dampfer hinunterfuhr, war ich in Angst, daß mich die bittere Enttäuschung erwarten würde, Sie wären nicht mitgekommen."

Martha sah ihn erstaunt-fragend an.

„Das hat man hier nämlich schon mehrmals erlebt, daß junge Mädchen, Bräute oder Erzieherinnen überhaupt nicht ankamen. Die Reise ist so sehr lang, und auf der südlichen Halbkugel sind die deutschen Mädchen rar — und sehr begehrt! Manch eine hat unterwegs Bewerber oder glänzende Stellenangebote gefunden und wurde wortbrüchig."

Da stieg in Martha die Erinnerung an König auf, und daß auch sie nahe vor einem Wortbruch gestanden. Sie errötete.

Und sie errötete noch tiefer, als sie fühlte, daß er sie ansah — mit einem ganz merkwürdigen, gleichsam von ihr Besitz ergreifenden Blick sah er sie an.

Leicht und leise legte er den Arm um ihre Schultern.

Mit scheuem Erschrecken wich sie aus.

„Sie — wollten mir — Zeit lassen —" flüsterte sie angstvoll.

Er war verletzt, erkältet. Er ließ sofort von ihr ab.

„Zeit — ja — aber wozu eigentlich?" fragte er mit rauher Stimme.

„Um — damit wir uns beide noch prüfen können," stotterte sie.

„Prüfen? Etwas reichlich spät, solche Prüfung, will mir scheinen." Seine Stimme klang rauh. Das war wieder der Herrenton. „Gewiß, ich versprach, Ihnen Zeit zu lassen, damit Sie mich vor der Hochzeit ein wenig kennen lernen. Es ist sonst hier üblich, daß sofort nach der Ankunft der Braut die Hochzeit stattfindet. Daß Sie überhaupt noch nicht fest

entschlossen sein könnten, ahnte ich nicht, konnte ich nicht ahnen. Dafür gibt es nur eine Erklärung — nämlich die, daß meine Person Ihr Mißfallen erregt — daß ich heute eben sehr schlecht abgeschnitten habe —"

„Nein — so ist es nicht —" entfuhr es ihr mit einem kleinen Schreck.

„Also — wie dann?" forschte er unerbittlich weiter.

In qualvoller Ratlosigkeit ließ sie den Kopf tief sinken. Wie sollte sie ihm sagen, was er doch ohne weiteres verstehen mußte, wenn er überhaupt Verständnis für weibliches Empfinden hatte!

„Ich — kann nicht — so schnell —" sagte sie, fast weinend — „mein Gott, können Sie das nicht verstehen —"

Nun hatte er fast Mitleid mit ihr.

„Ich will es versuchen. Ich will auch Rücksicht darauf nehmen. Aber in einem müssen Sie mir doch zu Willen sein — heute schon: daß wir uns du nennen. Ich wünsche, daß wir meinen Freunden als zwei Menschen gegenübertreten, die miteinander einig sind; daß wir sie nicht zu Zuschauern eines Schauspiels machen, in dem man gespannt auf die Szene wartet, in der „sie sich finden". Dagegen verspreche ich Ihnen, daß ich Ihre Bereitwilligkeit in diesem Falle nicht zu unerwünschten Vertraulichkeiten ausnutzen werde. Wollen Sie diesen Pakt eingehen?"

„Ja," gab sie leise Zusage.

„Ich danke dir." — Er nahm die Zügel wieder zur Hand und trieb das ausgeruhte Pferd an. „Nun wissen wir wenigstens, wie wir zueinander stehen," sprach er in ganz harmlosem; leichtem Ton weiter. „Es wird auch Zeit, denn wir sind gleich bei meinem Freunde Rüdiger angelangt; dort an der Ecke beginnt seine Pflanzung. Und nun muß ich dich wohl noch auf etwas vorbereiten. In der Familie meines Freundes wirst du gut aufgehoben sein, doch — damit es dich nicht überrascht — die Frau spricht nicht deutsch. Sie ist eine Dreiviertelweiße."

„Eine — was?"

„Eine Dreiviertelweiße, Mischblut. Die Großmutter war Samoanerin, die Mutter Halbweiße, Vater und Großvater Engländer. Die Blutmischung wird hier immer in hübschen klaren Brüchen ausgedrückt. Rüdigers Kinder sind Siebenachtelweiße. Frau Rüdiger ist übrigens eine nette brave Frau, eine der besten Halfcasts. Freilich hätte ich — deinetwegen — dich lieber bei einer deutschen Hausfrau untergebracht, aber in meiner Nachbarschaft lebt zurzeit keine. In Apia sind zwar mehrere deutsche Frauen, die meine Braut mit Freuden aufgenommen hätten, aber es sprachen vielerlei Gründe dagegen, dich zu ihnen zu bringen. Erstens ist es sicher zweckmäßiger, wenn du, als künftige Pflanzersfrau, das Leben auf der Pflanzung gleich kennen lernst. Außerdem hätten wir uns, wenn du in Apia wohntest, kaum täglich sehen können, besonders jetzt in der Regenzeit nicht, in der die weiten Fahrten oft unmöglich sind. Endlich aber würde Rüdiger, mit dem ich nun seit zwölf Jahren treue Freundschaft halte, es kränkend empfunden haben, wenn ich meine Braut in ein anderes als sein Haus gebracht hätte. Nicht wahr, das verstehst du?"

„Aber durchaus!" versicherte Martha, froh, daß ihre Unterhaltung wieder auf neutralem Gebiet angekommen war. „Ich denke, daß ich genügend englisch spreche, um mich mit seiner Frau verständigen zu können."

„Sie versteht übrigens auch recht gut deutsch, sie spricht es nur nicht. Ich bin noch nie dahinter gekommen, ob das nur Scheu vor dem Radebrechen ist oder die passive Renitenz der Halfcast. Da sind wir übrigens schon."

Sie waren von der Hauptfahrstraße in einen Privatweg abgebogen, vor ihnen schimmerte durch das Grün das Weiß von Gebäuden.

Sie hielten vor dem Wohnhaus des Pflanzers, einem einstöckigen, langgestreckten Holzbau, um den eine schattige breite Veranda ringsherum zu führen schien. Blühende Büsche auf dem sauber gepflegten Hausplatz gaben ihm einen freundlichen, behaglichen Anstrich.

Der Hausherr kam an den Wagen und begrüßte die Ankommenden mit herzlichen Worten:

„Willkommen in Samoa, willkommen auf „Tuavii"!" rief er, Martha ungezwungen die Hand schüttelnd.

Rüdiger war ein kaum mittelgroßer, lebhafter Mann mit dunklem Spitzbart und fröhlichen Augen und mochte gut ein Jahrzehnt älter als Uffrecht sein.

Er geleitete die Gäste in das Haus.

„Bitte in den Parlour."

„Muß das sein?" seufzte Uffrecht.

„Es muß sein. Bei allerhöchster Ungnade der Tamatai*)," versicherte der Hausherr mit angenommenem feierlichem Ernst.

Er öffnete die breite Flügeltür zu einem großen Mittelraum, der keine Fenster, nur zwei sich gegenüberliegende doppelte Jalousietüren hatte.

---

* Samoanisch: Hausherrin,

Halbdunkel herrschte in dem Zimmer, in dem sie nun auf unbequeme Wiener Schaukelstühle, mit fellartigen Decken behangen, genötigt wurden. Ein Wiener Rohrsofa, den Stühlen entsprechend geschmückt, ein ovaler Tisch, mit Alben und Photographien bedeckt, ein großer Wandspiegel mit geschmacklosem Nußbaumrahmen, waren die ersten Herrlichkeiten, die Martha in dem Dämmerlicht wahrnahm. Allmählich stellte sie fest, daß dieser Empfangsraum so eine Art Museum war. Nicht eine Fläche von Tellergröße wäre an den Wänden zu finden gewesen, die nicht von irgendeiner Rarität, einem Bild, einem Fächer, künstlichen Blumen oder ähnlichem zugedeckt gewesen wäre. Alles in wildem Durcheinander.

Die feierliche Sitzung dauerte nicht lange. Nach ein paar Minuten erschien die Hausfrau und begrüßte die Gäste, wobei sie es, Martha gegenüber, sogar zu einem deutschen: „Willkommen, Fräulein Peters!" brachte.

Frau Rüdiger war eine angenehme Erscheinung, lang, schmal, größer als ihr Mann, sah auch beträchtlich jünger aus als er. Ihr Gesicht trug keinen samoanischen Zug, und wenn das tiefschwarze Haar, die nachtdunklen Augen nicht gewesen wären, so hätte man sie wohl für eine Europäerin halten können. Selbst die Hautfarbe war kaum um eine schwache Schattierung dunkler, als die der Italienerinnen oder Südfranzösinnen. Gekleidet war sie in ein blütenweißes, langes, weites Hängekleid, was allerdings den europäischen Eindruck etwas verwischte.

„Nun, Maggy, erlöse Fräulein Peters aus diesen heiligen Hallen," empfahl ihr der Gatte.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer in der Nacht.

Von B. Eder.

Ich erwachte plötzlich mit dem unbestimmten Gefühle, es müsse etwas im Zimmer sein. Mein Gehör ist vorzüglich — ich glaubte, ein katzenleises Schleichen, Tasten zu hören . . .

Eklige Situation! Der erste, rein menschliche Impuls war, laut zu schreien. Sofort aber schämte ich mich. Plebejischer Lärm war mir immer so verhaßt. Angst, Furcht, Schrecken, das würgen anständige Leute herunter, ohne zu mucksen.

Jetzt war ich meiner Sache sicher. Irgend etwas glitt schleichend über den Teppich . . . Hatte ich nicht im Bette noch eine Zigarette geraucht? Das Etui mit meinen Streichhölzern mußte irgendwo neben den Kissen liegen. Leise, ganz leise tastete ich — jahrelang, wie es mir schien. Da bekam ich es in die Hand. Mit unendlicher Behutsamkeit öffnete ich das Etui, setzte das Zündholz fest an . . .

. . . Wir starrten uns an. Der Kerl, der da in meinem Zimmer stand, sah entschieden elegant aus. Gut angezogen, hübsches Gesicht!

„Wirklich nicht der Mühe wert", sagte ich, „ich glaube, in meinem Portemonnaie sind ungefähr vierzig Dollar. Meine Uhr ist aus Stahl, Schmuck trage ich prinzipiell nicht . . ."

„Pardon, bedauere!" flüsterte mein Besucher mit leiser, angenehm weicher Stimme. „Ich muß mich im Zimmer geirrt haben Entschuldigen Sie!" Dabei machte er energisch Kehrt und ging der Türe zu.

„Bitte, bleiben Sie noch ein wenig!" rief ich ihm nach, zündete das Licht an und riß mit einem Ruck meinen Revolver aus der Schublade. Der Mann drehte sich ein wenig um und sah die glitzernde Waffe auf sich gerichtet.

„Well!" Er verzog keine Miene.

„Ich muß Ihre liebenswürdige Einladung wohl annehmen", meinte er in bedauerndem Tone. „Werden Sie Lärm schlagen?"

„Ich denke nicht daran", erwiderte ich lächelnd. „Ich fühle keinerlei Beruf in mir, den Handlanger der Polizei zu spielen. Sie haben mir einige höchst unangenehme Minuten bereitet. Schlafen kann ich jetzt doch nicht mehr, also presse ich Sie in meinen Dienst als Unterhalter!"

Nachträglich tat es mir leid, daß ich dabei unhöflich genug war, ostentativ mit dem Revolver zu spielen. Im Grunde sind wir ja alle Barbaren.

„Setzen Sie sich doch in den Lehnstuhl, bitte! Auf dem Tischchen nebenan finden Sie Zigaretten. Erlauben Sie mir ein Frage: Ich erinnere mich bestimmt, daß ich mein Zimmer verschloß. Wie . . .?"

„Ich bitte Sie", fiel er mir mit leisem Lachen ins Wort, „das Türschloß eines Hotelzimmers! Das öffne ich ja mit zwei Haarnadeln!"

„Ihr Beruf ist also — Spezialist für Hotels", bemerkte ich. Sollte man es für möglich halten, daß ich effektiv

zögerte, dem Manne mit dem tadellos sitzenden Anzug, dem hübschen Gesicht und den angenehmen Umgangsformen ein rohes Wort wie „Hoteldieb" ins Gesicht zu sagen?!

„Hm, ja, Spezialist", nickte er. „Sehr liebenswürdig, Herr —"

„Whitman", sagte ich.

„Danke sehr", meinte mein Gegenüber mit leichter Verbeugung. „Man muß doch einen Nagel haben, um das „Herr" daran zu hängen. Es genügt Ihnen vielleicht, zu wissen, daß meine Freunde mich „Jim" nennen."

„Wie ich zu meinem Geschäft kam? Erlauben Sie mir, daß ich peinliche Erinnerungen übergehe. Die Art der Arbeit dürfte Sie vielleicht mehr interessieren. Natürlich, der Nächstbeste kann meinen Beruf nicht ergreifen. Es gehört ein gewisses savoir vivre dazu, gute Formen. . . . Wie soll ich sagen? Man muß eine gute Kinderstube gehabt haben. Man muß so aussehen, daß der Hotelportier instinktiv die Sorte von Verbeugung macht, die er nur für erstklassige Menschen bereit hat. Einen eleganten Koffer, natürlich! Persönlich habe ich den Vorteil, einen tadellosen Reisepaß zu benutzen. Er ist obendrein noch echt! Natürlich registriere ich mich aber unter falschen Namen in den Fremdenbüchern. Sollte man Papiere verlangen, nun, so gebe ich eben an, ich reise inkognito! Galantes Abenteuer oder so etwas!"

Er zündete eine neue Zigarette an. „Eigentlich ist die Sache verblüffend einfach. Sie glauben gar nicht, einen wie festen Schlaf die meisten Menschen haben! Der Witz ist natürlich, daß ich es verstehe, eine Türe ganz geräuschlos aufzusperren. Mit einigen Haarnadeln! Ich bin sehr kühl bei meiner Arbeit und brauche oft eine Stunde, um die Kleider des Gastes, den ich besuche, gründlich und geräuschlos zu untersuchen. Prinzipiell nehme ich eigentlich nur bares Geld. Der Gast — gewöhnlich sind es mehrere — mag dann am nächsten Morgen Lärm schlagen. Auf mich fällt kein Verdacht. Ich bleibe seelenruhig noch einige Tage im Hotel. Warum nicht? Wer weist mir denn, schlimmstenfalls nach, daß das Geld in meiner Tasche nicht mein eigenes ist?"

Da saß er, rauchte meine Zigaretten und plauderte heiter und unbefangen. Der Mann gefiel mir wirklich.

„Stehen Sie sich auch gut dabei?" fragte ich.

„O, ich danke. Ich bin ziemlich zufrieden. Allerdings habe ich auch meine Zukunftswünsche. Sehen Sie, in den vornehmen Luxuszügen, in den Schlafwagen, müßte es sich glänzend arbeiten lassen. Leider gehört jedoch ein größeres Kapital dazu. Die Spesen sind ja enorm! Aber ein geschickter Arbeiter hat die Chance, doch einmal einen großen Schlag zu machen. Ich hoffe sehr, recht bald in der Lage zu sein —"

Ich lachte!

„Ich möchte mich jetzt gern verabschieden", sagte mein Besucher. „Ich fühle mich etwas ermüdet. Erlauben Sie? Ich hoffe nicht, daß Sie mir Bedingungen schwerer Art stellen?"

Eigentlich fühlte ich die Verpflichtung, für die Festnahme des Gauners zu sorgen, ihn unschädlich zu machen. Aber ich hatte ihm mein Versprechen gegeben — und damit genug!

„Freund Jim", sagte ich in sehr ernstem Tone zu ihm. „Ich will Ihnen etwas sagen. Ich gedenke bis morgen früh um elf zu schlafen. Vermutlich sind Sie bis dahin abgereist, nicht wahr? Sie verstehen mich doch?"

Jim verstand. Er erhob sich, trat ein wenig näher an mein Bett und verabschiedete sich. „Tausend Dank für Ihre große Liebenswürdigkeit." — — — — —

Es flimmerte mir vor den Augen. Es war, als ob ein Felsen auf mich drückte, es wurde schwarz um mich her. Ich versank in Nacht . . .

Als ich erwachte, konnte ich mich nicht bewegen, meine Kehle schmerzte, ich konnte den Mund nicht öffnen. Und erst nach und nach dämmerte es in mir auf, daß ein Knebel mir im Munde stak, erst nach und nach bemerkte ich, daß mir Hände und Füße gefesselt waren. So lag ich eine lange, qualvolle Nacht, bis mich am Morgen der Kellner, der mir das Frühstück brachte, erlöste.

Auf meinem Tische lag eine meiner Visitenkarten, auf die mit Bleistift gekritzelt war:

„Sehr geehrter Herr! Entschuldigen Sie, bitte. Einerseits brauchte ich infolge der ungünstigen Geschäftslage Ihre 40 Dollar, andererseits galt es mir als eine Art Ehrensache, die erlittene Schlappe wett zu machen. Die Stahluhr ist hübsch. Auffallend flache Form. Präzisionswerk! Den Revolver habe ich gleichfalls mitgenommen. Ihr Freund Jim."

Unsere Gemüse in der Geschichte.

Von Albin Michel.

Von der ersten Heranzüchtung wildwachsender Pflanzen bis zur heutigen Mannigfaltigkeit und Güte unserer verschiedenen Gemüsearten mußte ein weiter Weg zurückgelegt werden. Tausende von Jahren sind darüber hingegangen. Gleichwohl sind bei den meisten Gemüsearten noch die wilden Pflanzen festzustellen, von denen sie abstammen.

Zu den ältesten Arten gehört die Mohrrübe oder Möhre. Wie aus aufgefundenen Samenkörnern festgestellt werden konnte, war sie bereits den Pfahlbauern um das Jahr 4000 v. Chr. bekannt. Wild lebt diese Pflanze heute noch in den verschiedensten Teilen Asiens und Europas. Mohrrüben waren namentlich bei den alten germanischen Völkern beliebt. Ebenso alt wie die Mohrrübe dürfte der Pastinak sein, der in früheren Zeiten auch in Deutschland häufig angebaut, schließlich aber durch die Kartoffel verdrängt wurde. Die weiße Rübe, ebenfalls von einem Wildling abstammend, wurde früher auch mehr angebaut und gegessen als heute. Von den Bohnenarten war bis über das Mittelalter hinaus in der alten Welt nur die Saubohne oder Puffbohne bekannt, die aber schon sehr frühzeitig in zwei Arten vorkam. Die eine Art scheint einer Wildpflanze aus Westasien zu entstammen, die andere einer solchen aus dem Norden Afrikas. Die Saubohne wurde sowohl im alten Ägypten als auch bei den Juden und bei den Griechen angebaut. Im alten Ägypten galt sie als eine halb unreine Speise, und daher war den Priestern ihr Genuß verboten. Im alten Griechenland und im alten Rom wurden den Göttern jährlich Bohnenopfer dargebracht; bei den alten Germanen und Slawen waren solche Opfer für verstorbene Angehörige üblich. Auch die Pfahlbaumenschen der Schweiz (1500 v. Chr.) kannten die Bohne schon. Im alten Rom wurden Bohnen zu Mehl verarbeitet und dem Getreidemehl beigemischt. Wahrscheinlich war dieses gemischte Mehl die Nahrung der Feldsklaven. Unsere Gartenbohne, aus der im Laufe der Zeit viele Sorten geworden sind, stammt aus Südamerika, konnte also vor der Entdeckung Amerikas bei uns noch nicht bekannt sein und nicht angebaut werden.

Ungefähr das gleiche Alter wie die Kultur der Saubohne oder Puffbohne dürfte die Kultur der Erbse haben. Doch ist die wilde Pflanze, aus der sich die Gartenerbse entwickelt hat, nicht mehr nachzuweisen. Möglicherweise ist sie aus der grauen Erbse gezüchtet worden, die noch heute in verschiedenen Gegenden der Erde wildwachsend aufzufinden ist. Erbsen wurden schon häufig im alten Griechenland und im alten Ägypten angebaut. Dort ist die Erbse in Grabmälern gefunden worden, die 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung errichtet worden sind. Nach dem Norden Europas und nach Deutschland scheint sie erst einige hundert Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung gekommen zu sein. Die Erbse der alten Völker war kleiner als die heutige; nur langsam ist sie zur größeren Frucht herangezüchtet worden.

In großem Umfange wurde bei den alten Völkern die Linse angebaut. Diese Frucht war die Hauptnahrung der Sklaven und der armen Bevölkerung. „Linsenesser" hieß bei den Griechen so viel wie ein ganz armer Mensch sein. Das geht auch aus Äußerungen griechischer Schriftsteller hervor, die solche Leute, die plötzlich reich geworden waren, mit Spott übergossen, weil sie nun keine Linsen mehr essen wollten. Bei den Arabern ist die Linse noch heute vielfach das Hauptnahrungsmittel. Auch die Armen Roms waren stark auf die Linsennahrung angewiesen. Die in der römischen Hauptstadt verzehrten Linsen kamen zum größten Teil in Schiffsladungen aus Ägypten. Übrigens wurden früher in den orientalischen Ländern Linsen vielfach zu Mehl verarbeitet und zu Brot verbacken.

Die verschiedenen Kohlarten, die wir heute kennen, stammen von einer an den Küsten Europas wildwachsenden Pflanze ab. Im alten Ägypten scheint der Anbau und der Genuß von Kohl zunächst unbekannt gewesen zu sein; der Anbau dieses Gemüses ist erst in der späteren Zeit von griechischen Kaufleuten oder Ansiedlern übernommen worden. Im alten Griechenland und im alten Rom wurde dagegen der Kohl schon frühzeitig viel angebaut. Die Römer aßen ihn auch roh unter Beigabe von Essig. Kohl wurde auch schon in Töpfen eingemacht, wobei nur Essig und Salz verwendet wurde. Die Deutschen lernten die kultivierte Kohlpflanze durch die Römer kennen. Sie wurde in den römischen Militärstationen angebaut und fand von dort aus bei den zunächst wohnenden germanischen Volksstämmen Eingang. Im Mittelalter hat der Kohl in Deutschland zu den am meisten verbreiteten Gemüsearten gehört. Die Gemüsegärten wurden meist einfach Kohlgärten genannt. Nach und nach wurden durch Zucht verschiedene Kohlarten erzielt. Die Züchtung des Wirsingkohles ist in den südlichen Ländern Europas gelungen; von dort aus kam er nach Deutschland. Auch der Kohlrabi und der Blumenkohl stammen aus der

gleichen Pflanzenfamilie wie die anderen Kohlarten und sind nur durch lange Zuchtversuche zu den Pflanzen geworden, die sie heute sind.

Die Heimat des Spinats muß im Innern Asiens gesucht werden. Diese Pflanze wurde zuerst von den Persern kultiviert; sie verbreitete sich dann bis nach China, wo sie persisches Kraut genannt wurde, und bis in die verschiedensten Länder Europas. Nach Deutschland kam der Spinat später von Italien oder Frankreich aus. Der Spargel entstammt einer wildwachsenden Pflanze, die an den Ufern asiatischer und europäischer Flüsse anzutreffen ist. Im alten römischen Reich gab es große Spargelkulturen, z. B. in der Umgebung von Ravenna. Von dort bezogen die Großen und Reichen Roms, vor allem der Kaiser, den Spargel. Damals wurde von der armen Bevölkerung noch viel wildwachsender Spargel verzehrt. In Deutschland konnte diese Pflanze zunächst nur in einem geringen Umfange Eingang finden und blieb lange Zeit Luxusnahrung. Erst im vergangenen Jahrhundert nahm die Spargelkultur einen großen Aufschwung, so daß diese Frucht zu einem Volksnahrungsmittel wurde.

Ein Diner von Großwild-Jägern.

(Nachdruck verboten.)

Dieser Tage fand in London ein Diner des Shikari-Klubs statt, eines der exklusivsten Klubs, der erst vor einigen Jahren von dem Grafen Lonsdale gegründet wurde, und dem auch der Herzog von York angehört. Schikari sind Männer, die jenseits der Grenzen der Zivilisation zur Erlegung von Großwild ausgezogen sind. — König Georg, der über zwei Dutzend Tiger erlegt hat, ist der Ehrenpräsident des Klubs. Denn es handelt sich um die Jagd auf Löwen und Tiger, Panther und Elefanten, Krokodile und Moose (Riesen-Elenttere) usw. Auf dem „Dache der Welt“, an den Hängen des Himalaya, in den indischen Dschungeln, am Kilimandscharo, in den afrikanischen Wüsten, in dem tropischen Urwald von Südamerika wie im fernen Norden von Alaska sind diese kühnen Männer mit ihren Stahlnerven dem Großwild zu Leibe gegangen. Manch einem Forschungsreisenden könnten sie die Kenntnis entlegener Gegenden mit den Erfahrungen ihrer Jagd-Expeditionen bereichern. So manches Eingeborenen-Dorf dankt ihnen die Erlösung von einer „man-eating“ (menschenfressenden) großen Katze.

Da ist der Oberst Glasfurd, der Panther zu seinem Lieblingswild gewählt hat. In den Forsten von Zentral-Indien liegt sein Hauptrevier. Einst fiel ihn ein Panther an, als er an einer Felsenkante stand. Ein wildes gegenseitiges Umklammern. Im nächsten Augenblick stürzten beide in die Tiefe. Im Sturz konnte sich der Oberst an dem Gezweige eines aus einer Spalte der Felswand herausgewachsenen Baumes festklammern. Der Panther blieb mit gebrochener Wirbelsäule verendend in der Schlucht liegen.

In einer dunklen Nacht saß er auf einem Baume an. Da erblickte er die Umrisse eines gewaltigen Panthers, der auf einen Nachbarbaum geräuschlos emporgeklettert war und sich auf einem dicken, zu ihm herüberreichenden Ast zum Sprunge duckte. Nerven und Armmuskeln wie von Eisen und ein nie irrendes Schützenauge ließen ihn die wütende Bestie im Sprunge niederschmettern.

Kapitän Russell-Roberts, der später im Kriege ein Bein verlor, hat eine große Zahl von Löwen auf der Beuteliste und eine herrliche Sammlung von Löwenfellen in seiner Wohnung. Einmal kam aber auch dieser sichere Schütze zum Handgemenge. Er hatte den Löwen bei unsicherem Büchsenlicht gefehlt. Das Tier sprang ihn an und packte seine linke Schulter. Er stieß ihm mit der freien Rechten sein Messer in das Herz. Das ist das einzige prächtige Fell in seiner Sammlung, das keine Geschoßöffnung zeigt, sondern nur einen breiten Riß.

Lord Lonsdale, der Herzog von Sutherland, Graf Warwick und Lord Lovat gehören zu den unerschrockensten, leidenschaftlichsten Schikaris.

Das weitestgereiste Mitglied ist der Oberst Etherton. Einst geriet er mit einem Krokodil von 14 Fuß Länge in einen kurzen Zweikampf. Aber er war gewandter und schneller wie das Untier, das ihn mit dem Schlage seines mächtigen Schwanzes verfehlte. Als es an Land gezogen war und zerschnitten wurde, fand man in seinem Leibe den Schädel und die Gebeine eines menschlichen Wesens.

In Indien jagte Etherton Tiger nach der Weise der indischen Fürsten auf einem Elefanten sitzend. Ein wundgeschossener Tiger sprang einst auf den Jagdelefanten. Dieser war so in Schrecken gesetzt, daß er kurz kehrt machte und durch die Dschungeln davonraste. Bei der plötzlichen Wendung war der Oberst aus seinem Sitz geschleudert worden, und er vermochte sich vor dem förmlichen Sturz nur dadurch zu bewahren, daß er ein herabhängendes Seilende packen konnte. An diesem wurde er pendelartig hin und her geschleudert, den wütenden, brüllenden Tiger dicht über sich. Der Elefant trompetete, der Treiber schrie laut zu Allah. Da rissen starke Zweige eines Baumes, unter denen der Elefant durchraste, den Tiger nach rückwärts nieder. Aber weder der Oberst noch der Treiber konnten den armen Elefanten je wieder zur Tigerjagd bewegen. Ch. Pirer.

Bunte Chronik



*** Die Frau mit den schönen Wimpern.** Im Foyer eines Pariser Theaters erregte kürzlich eine Dame besonderes Aufsehen. Sie war sehr schön, war sehr elegant gekleidet, aber das, wodurch sie besonders auffiel, waren ihre Augen. Glänzende, große Augen, die von seltsam langen, tiefschwarzen Wimpern beschattet wurden. Immer, wenn sie die Augen aufschlug, oder niederschlug, mußte man diese langen Wimpern bewundern. Und die Dame schlug sehr viel die Augen auf und nieder. Die Männer waren entzückt, die Frauen waren empört über solche so offen zur Schau getragene Koketterie, so sehr sie die Dame auch um ihre schönen Wimpern beneideten. Das ging so eine ganze Weile, bis die Dame bemerkte, daß sie jetzt im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand. Da stellte sie sich in Positur und schlug den kostbaren Theatermantel auseinander und man sah jetzt auf ihrer Brust ein großes, häßliches Plakat, auf dem in dicken, weithin sichtbaren Buchstaben zu lesen stand, daß die wunderbaren Wimpern künstliche wären und daß sie sich jede Frau bei dem Friseur Soundso in der Rue Soundso ansetzen lassen könne. Die Männer waren ernüchtert, als sie merkten, daß die Blicke aus den schönen Augen, die sie vorhin aufgefangen hatten, eigentlich garnicht ihnen galten, sondern gewissermaßen auf das Geschäftskonto des Friseurs gingen. Die Frauen aber waren versöhnt. Die gefährliche Schöne war also nur eine Art Mannequin!.. Und sie wurde umdrängt. Man wollte sich doch mal die künstlichen Wimpern ganz aus der Nähe ansehen. Und dabei noch einmal einen genauen Blick werfen auf die Adresse des Friseurs. . . .

*

*** Auftreten seltener Raubvögel in Estland.** (OE.) Die Geschichte der Raubtierwanderung, die nach dem Weltkriege in Osteuropa in ganz auffallender Weise begonnen hat, ist um ein neues Kapitel bereichert worden. Im östlichen Estland unweit der russischen Grenze überfiel vor einigen Tagen ein auffallend großer Raubvogel eine Schafherde und versuchte, ein Schaf fortzuschleppen. Auf die Hilferufe des Hütejungen eilte der Besitzer der Herde mit einem Gewehr herbei und erlegte den Vogel mit einem Schuß. Dieser erwies sich als ein Gänsegeier (Gyps fulvus), dessen Heimat die Mittelmeerländer sind und der in Estland noch niemals gesehen worden ist. Die Flügelspannweite des Geiers betrug 8 Fuß und 6 Zoll. Wenige Tage später wurde in Estland ein Kuttengeier erlegt, ein Raubvogel, der ebenfalls bisher in Estland nicht aufgetreten ist.

Lustige Rundschau



*** Der Mann im Kasten.** Tante Anna hört zum erstenmal Radio. Sie ist zu Besuch bei Verwandten in Berlin und man fühlt sich verpflichtet . . . Als der Vortrag zu Ende ist, meint die Tante, es sei sehr schön gewesen, aber sie möchte doch wissen, woher die Stimme komme. „Aus dem kleinen Kasten, das ist doch nicht möglich.“ „Nein, Tante, da sitzt einer im Senderaum und spricht in den Sender . . .“ „Hab ich's nicht gedacht!“ sagt Tante Anna, „daß da einer in dem Kasten sitzt. Schon vor dreißig Jahren, als der erste Grammophon kam, hab ich gleich gesagt: „Da steckt einer dahinter. Aber es hat niemand glauben wollen.“

*

*** Wahres Geschichtchen.** Kommt da in die Buchhandlung einer Kleinstadt ein junger Mann und verlangt ein „Dextrinlohnbuch“. Im Laden allgemeines Schütteln des Kopfes über diese noch unbekannte literarische Neuheit. Eine nochmalige Frage nach dem Begehr ergibt dieselbe Antwort: „Ein Dextrinlohnbuch“. Schließlich läßt man sich von dem jungen Mann sagen, wer ihn nach diesem seltsamen Buch geschickt habe, und bittet den Auftraggeber, einen Fabrikanten, telephonisch um Aufklärung. Entrüstet schallts durch den Draht zurück: „Ach, das Schaf, ein Lohengrin-Textbuch sollte er bringen!“ K. in C—n.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.